

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Schott, Anton: Die Perneckerin. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**



## Die Pernecklerin.

Erzählung  
von Anton Schott.

Es ist am Vorabende  
des Fronleichnamsfestes.

Am blauen, wol-  
kenlosen Himmel  
gleitet die Sonnen-  
scheibe immer tiefer  
und tiefer, immer  
schräger fallen ihre  
Strahlen auf und

immer tiefgoldener wird ihr Schein. Auf der in  
jungfräisches Grün und in jungfräulichen Blüten-  
schmuck gekleideten Erde aber wachsen und dehnen  
sich die Schatten, die Boten der Nacht und der  
Finsternis.

Im Talesgrunde, dort, wo das Schwarzeck nahe-  
zu schon um halben Nachmittag seine Schatten zu  
lagern beginnt, breitet sich die seit einem Jahrzehnt  
aus einem kleinwüchsigen Landstädtchen zum volkreichen,  
belebten Fabrikorte emporgeschwellte und noch Tag  
für Tag wachsende Stadt. Weiße, graue und schwarze  
Rauch- und Dampfvolken steigen und qualmen un-  
ablässig über das Dächergewirre empor und verbüßern  
den darunter lebenden Leuten den schönsten Tag und  
die Reine und Schöne des Abendhimmels, und  
Pfauchen, Hämmern, Schlagen und sonstiges Gelärme  
hallt in unharmonischem Gemische weit hinaus in  
die Stille des Festabends, die sich aus den Höhen  
niederzusenken beginnt über die ländliche Umgebung  
der Stadt, über Berg und Tal, über Gefilde und  
Hänge, und eine traulichsüße Märchenstimmung  
zaubern und weben will um Gehöfte und Hütten.

Das Rasseln und Rollen der heimkehrenden Ge-  
sährte verstummt allmählich, das Rufen und Peitschen-  
knallen verhallt in der einziehenden Abendstille, und  
nur aus den Hängen hernieder klingt das Klimmern  
und Läuten der Schellen und Glocken des Weidviehes  
wie verworrenes Abendgeläute.

Oben in den Gehängen, dort, wo die Sonnen-  
strahlen noch voll und ungechwächt auffallen und  
ringsum alles in goldiges Licht hüllen, steht der  
Perneckhof inmitten eines Kranzes frischgrüner Apfel-  
und weißblühender Kirschbäume und schaut still und  
wie halbverträumt zu Tale. Im Geäste der Bäume  
pfeifen und schwebeln die Stare, und von der kleinen  
Hauskapelle herüber hallt dumpfes Schlagen.

Zwei junge, kraftstrotzende Burschen sind dort be-  
schäftigt, vor dem Eingange rechts und links je zwei  
Birkenstämme in die Erde zu rammen und festzu-  
teilen, dieweil es im Perneckhofe und anderwärts  
überall im ganzen Umkreise seit alters der Brauch

ist, am Vorabend des Fronleichnamsfestes die Haus-  
kapelle und deren Altärchen mit frischem Grün zu  
schmücken und zu zieren.

Der Größe und Gestalt nach sind sich die beiden  
Burschen hübsch ähnlich, und auch dem Gesicht nach  
könnte ein Fremder wähnen, zwei Brüder vor sich  
zu sehen, trotzdem des einen Schnauzbärtlein recht  
dunkelbraun ist und das Kopshaar weit in die Stirne  
herabreicht, während der andere ein lichtiges Schnauz-  
bärtchen trägt und die Stirnecken weit in den üppi-  
gen Haarwuchs hinaustragen.

Von den Einheimischen aber weiß es jedes Kind,  
daß der Lichtblonde der Pernecklerleute einziger Bub  
ist, der seinerzeit auf einen Pfarrer hätte studieren  
sollen, während der andere als Findelbub in die  
Gemeinde gekommen und im Perneckhofe eine Heimat  
gefunden, soweit diese eben ein Findelbub finden kann.

Der Lichtblonde gibt die Stellen an, wohin die  
Birkenstämmchen eingegraben werden sollen, damit  
alles hübsch, geschmackvoll und symmetrisch aussieht,  
und keilt die Stämmchen fest in den Boden, während  
der andere die Löcher schlägt und dabei ein unver-  
ständlich Liedchen vor sich hinstimmt. Es mag viel-  
leicht nicht das zarteste Liedlein sein, und auch die  
einzelnen Ausdrücke mögen nicht überall hinstimmen,  
aber der Bursche summt das Liedel vor sich hin.

Er ist seinerzeit aus der Wiener Findelanstalt zu  
ganz tschechischen Pflegeeltern gekommen; die ersten  
Laute, die in seine Ohren gebrungen, sind tschechische  
gewesen, und die ersten Worte, die er mit ungelentem  
Zünglein herausgepappelt, waren tschechische. Und  
heute noch, wo er nach nahezu zwanzig Jahren das  
Tschechische fast vergessen, während er das Deutsche  
noch allweg nicht rein und richtig zu erlernen ver-  
mocht, hegt er eine große Vorliebe für das in der  
ganzen Gegend nur den aus der Fremde zugezogenen  
Fabrikarbeitern und den Beamten in der Stadt drunten  
kunde Idiom.

Der Lichtblonde aber, der Mathes, der Perneck-  
bub, hat während seiner Studienzeit so viel von der  
fremden Sprache erlauscht, daß er wenigstens den  
Ton heraus hört, auf den das Liedel gestimmt ist.

„Du, wir sind bei der Kapellen da,“ erinnert er  
so beiläufig, „da gehört sich so ein Gesangel doch  
nicht.“

„Wo denn?“ fragt der andere, der Martin, und  
singt unbekümmert weiter. Einige kleine Meinungs-  
verschiedenheiten und daraus entspringende Zwistig-  
keiten bestehen so hübsch die meiste Zeit zwischen den  
beiden, und wo einer dem andern ein bißel etwas  
zu Trutz tun kann, läßt er es nicht leicht sein.

„Ich hab' dir schon gesagt, daß wir da bei der  
Kapellen sind,“ erinnert der Mathes nochmals. „Und  
ich leid' es nicht.“

„Ich sing' halt, was ich versteh,“ sagt der Martin  
in seiner eigenen, etwas spöttelnd anmutenden Weise,  
und man hört aus jedem Worte die nicht ganz richtige  
deutsche Betonung und Aussprache. Dann gräbt er  
ruhig weiter und fängt bald darauf das berühmte  
„Hej slova“ an, ein chawiniistisches tschechisches

Lied, worin den Deutschen Hölle, Teufel und ähnliche schöne Sachen an den Hals gewünscht werden. Er hat das Lied unlängst von den Eisenarbeitern in der Stadt drunten gehört und bringt es ungefähr so schief heraus, wie er ein deutsches Lied herausbrächte. Aber er singt es, um den Mathes zu ärgern.

„Jetzt, wenn du mir aber nicht gleich still bist mit deinem Gequargel, nachher . . .“ braust der Mathes auf und hält in der Arbeit inne. „Es schaut gar nicht anders her, als wenn du mir damit etwas zu Truze sehen wolltest. Und das lass' ich mir nicht gefallen und brauch' mir's nicht gefallen zu lassen.“

Der Martin hält auch in seiner Arbeit inne und schaut den Genossen etwas herausfordernd an. „Was . . . ist's nachher?“ fragt er.

„Ein paar kriegen tuft,“ verspricht der Mathes.

„Ich von dir?“ braust nun der Martin auf, und vielleicht schon lange verhaltener Mergel bricht sich Bahn durch seinen zur Schau getragenen Gleichmut. „Da müßt' ich schon auch dabei sein, du . . . du Saupfaff, du versprengter, du . . . dreckiger . . .“

Im selben Augenblicke taucht hinter der Kapelle ein stämmiger, untersehter Mann auf: der Pernecker. Sein von einer Wildnis fast flachsfarbenen Bartes umrahmtes Gesicht ist dunkelrot vor Zorn über den soeben gehörten Ausdruck, und seine Hände krampfen sich Starr zusammen.

„Was gibt's da?“ schreit er nur so heraus. „Wen hast du gemeint mit dem . . . dem Namen?“

Der Martin fährt erschreckt zusammen und herum, und ganz bekommen starrt er dem Manne, der ihm die Zeit über fast ein Vater geworden und den er auch also nennt, ins Gesicht. „Ich . . . ich . . .“ stottert und drückt er verlegen herum.

„Nun, was?“ fordert der Pernecker. „Wen hast gemeint? Den Mathes halt.“

„Ich . . . er hat mich nicht gehen lassen.“

„Das und sel ist gewesen,“ erzählt der Mathes. „Und so ein Liedel gehört sich nicht.“

„Gehört sich auch nicht,“ bestätigt der Pernecker.

„Und . . . und . . . ich merk' schon lange, daß du dem Mathes zu Truze tuft, was du tun kannst. Soll sich der vielleicht hubeln und hänseln lassen? Anstatt daß du ein bißel ein Einsehen hättest und ein Einkennen<sup>1)</sup> für das, was wir dir Gutes tan haben, seitdem du . . . aus dem Stockböhmen herauskommen bist, machst es so. Gelt? Anstatt daß du . . .“

„Das braucht Ihr mir nicht allweil vorzuhalten,“ schreit der Martin heifer heraus. „Ich hab' Arbeit getan für bißel Essen von Euch, und Ihr . . . Ihr habt mir nichts . . . Ich leid' nimmer.“ Die Aufregung reißt ihm erst ein rechtes Rauderwelsch heraus.

„Aufbegehren willst am Ende auch noch?“ schreit der Pernecker zurück. „Das wär' mir gerade noch abgegangen . . . du . . . du Schliffel, du . . . Ah was!“ stößt er dann hart heraus. „Da muß man kurze Kreuze machen. Du bist jetzt groß genug, daß

<sup>1)</sup> etwas einkennen = einsehen.

du dich selbst fortbringst und . . . du kannst gehen . . . kannst gehen.“

„Geh' ich auch,“ trozt der Martin entgegen und legt die Haue nieder. „Kann ich heute noch gehen.“

„Wie du willst. Und morgen kommt zum Bürgermeister. Dort rechnen wir deinen Lohn zusammen. . . . So, daß du es weißt, und daß die Geschichte einmal ein Ende hat. Nähme sonst eh' keines. . . . Nichtest halt du die Kapelle allein zusammen, Mathes!“ schafft er dem Buben, während der andere brummend und halblaut vor sich hin greinend dem Hofe zugeht. Ein Weilchen schaut er ihm nach, dann wendet er sich und geht gegen den Bienenstand hinüber, wo es von zur Ruhe heimkehrenden Innnen nur so saust und surrt.

Das wäre ihm zu guter Letzt gerade noch abgegangen, daß der Mensch, der ehzeit einmal aus Gnade und Barmherzigkeit und weil er die Bäuerin gar so viel erbarnt, ins Haus genommen worden ist, um nicht schon als Kind zu verderben und sich an das unfilete Herumwandern von Haus zu Haus zu gewöhnen, daß der den Mathes einen versprengten Saupfaffen schimpft! Wie wenn der Bub versprengt worden wäre! Er könnte heut schon ausgeweiht sein, wenn er forststudieren hätte wollen und wenn er nicht selbst eingesehen hätte, welche Dummheit die Mutter plant . . . Nur studieren, und nur studieren, und nur ein Pfarrer werden! Kein anderes Wort hat es selbzeitig mehr gegeben. Er könnte sich ein wunderschönes Herrenleben erstudieren, und für das nötige Höfel wär' bald einer gut genug, der es gegen Leistung eines entsprechenden Ausgebüßes übernehme, der Martin etwa, der Findelbub, oder sonst einer . . . So ist's Tag für Tag fortgegangen, bis endlich der Mathes den Einfall bekommen und kurzerhand heimgegangen. Ist er deshalb ein versprengter Saupfaffe? . . . Ah was! Der Hade ist nun ein Stiel gefunden: aus dem Hause mit dem Friedensförer! . . . Ja, was schreit und wettet denn die Bäuerin so? Ist vielleicht im Hause auch etwas vorbeigegangen, oder . . . hält sie dem Kunden gar noch die Stange, wie sie es all die Zeit her in ihrem oftmals törichten und unge rechten Mitleid getan? . . . Da käme sie ihm aber doch einmal von der unrechten Seite.

Er wendet sich wieder und geht nach dem Hof hinüber, wo die Bäuerin beim Martin vor der Haustüre steht und also zetert und lärmt: „Nicht gehst! Da bleibst; keinen Schritt tuft mir aus dem Hause! Ich werde doch sehen, wer . . .“

Na, das kann sie vielleicht sehen.

Der Martin verschwindet im Hause, als er ihn über die Gred hereinkommen sieht, und sie schreit und greint weiter.

„Was ist denn das für ein Geschrei?“ fragt er, der Pernecker, sich zu gleichmütig scheinender Rede zwingend. „Was hast denn wieder für einen Sturm?“

„Und nicht geht er,“ schreit sie ihn an und spreizt die Arme trüzig und herausfordernd in die Hüften. „Und das möcht' ich sehen, wer ihn ausschaffen und fortjagen könnt' . . .“

„Wächstest es sehen?“ preßt er hinter aufwallendem Zorne mühsam heraus. „Ich hab' ihn ausgeschafft, ich, und ich sag' dir's im guten: reiz mich jetzt nicht! Ich . . . ich müßt' . . . ich könnt' mich im Augenblicke leicht vergessen. Mit der Dirn hast du zu befehlen, und mit dem Knechte mach' ich aus, was auszumachen ist, hörst: ich. Halt mir das Maul, sag' ich dir nochmals!“ fordert er mit hörbar zornbebender Stimme, als sie ihrer Rede Fluß nicht einzudämmen vermag. „Ich werde sonst so wild, wie . . . wie ein wildes Vieh . . .“

„Nicht geht er,“ schreit sie wieder gellend und furend heraus und stampft vor ihn hin. „Auf so einen wird nicht aufgemerkt, wie du ein . . . ein . . .“

Zorn und Wut reißen ihr ein Schimpfwort heraus, das vielleicht einen noch Gutmütigeren in Harnisch



„Nicht geht er,“ schreit sie wieder gellend und furend heraus.

werfen könnte. Ein, zwei Augenblicke ist ihm, als drehte sich sein ganzer Hof in tollem Wirbeltanze um ihn, dann aber saßt er sie mit wuchtigem Griffe und schleudert sie über die Gred auf den Misthaufen hinunter.

Im selben Augenblicke kommt die Dirn mit einem leeren Futterkorbe aus dem Stalle.

„Aber Bauer, Bauer!“ stellt sie vor und läßt vor hellem Entsetzen den Futterkorb fallen, und ein paar Augenblicke nachher eilt sie der Bäuerin nach, um ihr wieder aufzuhelfen.

„Ist schon geschehen,“ brummt er verlegen und sich etwas schämend vor sich hin. „Ein andermal wird sie sich's zur Wichtigung sein lassen.“ Und vor sich hinbrummend und greinend schleudert er wieder

hinaus gegen den Bienenstand, um über dem Schauen an dem emsigen und hurtigen Treiben der klugen Tierchen ins Gleichgewicht zu kommen mit sich und mit seinen Gedanken.

Die Bäuerin aber steht inzwischen auf und läßt sich von der Dirn auf die Gred helfen, trotzdem sie solches selbst imstande wäre. „Das soll er sich aufschreiben,“ zischt sie nur so heraus, und die hellauflöchende Wut in ihrer Brust treibt ihr Tränen aus den Augen. „Das soll er sich merken.“

„Ein Weiberleut soll halt allweil ein bißel nachgeben,“ erinnert die Dirn. „Mit oftmals einem Manne kommt eine mit schön ausgerechnetem Nachgeben weiter.“

„Ich werd' ihm schon nachgeben, dem . . . dem . . .“ droht sie, und wieder rutscht ein abscheulich Schimpfwort über ihre Lippen . . . Die größte Liebe hat sie noch nie verbunden mit diesem Menschen, und der Wurf hat das bißel Zuneigung, das sie Zeit ihrer Ehe für ihn gehegt, hinausgeprellt und hinausgerüttelt aus ihrem Herzen. Nun geht's aus einem andern Tone, und er mag zusehen, wie ihm der gefällt. Das vergift sie ihm nicht, so lange sie ein Auge offen hat.

Die Stubentür fliegt hinter ihr derart ins Schloß, daß es im ganzen Hause nur so hallt und klirrt, und dies ist vorläufig der Schlupfunkt des für alle unlieblichen Auftrittes.

Als aus der Pfarrkirche in der Stadt unten die Glocken zu läuten anfangen und der Hall in melodischen Zusammenklängen hinausschwingt und hinauszittert über die Gefilde und Hänge ringsumher und den Festtag einläutet, hastet Martin mit seinen in ein leinen Bündel zusammengebundenen Habseligkeiten die Hausboint hinunter ins Tal, in die Stadt.

Den Pernecker geht eine Krankheit an.

Das mutmaßen nicht nur der Mathes und die Leute, die tagtäglich um ihn sind, das raten auch andere, die nur ab und zu mit ihm zusammenkommen. Der starke, rüstige Mann magert sichtlich ab, und sein ganzes Wesen und Gehaben wird anders, verdrossen und verschlossen, leutscheu und . . . und halt ganz anders, als es seit jeher gewesen. Wer weiß denn, was in ihm steckt und ihn gelegentlich aufs Krankenbett werfen will?

„Vater, Ihr müßt zum Doktor gehen!“ rät der Mathes eines Tages, aber der Pernecker schüttelt nur den Kopf dazu.

„Ich wüßte nicht, wegen was,“ meint er.

„In Euch steckt eine Krankheit, die nach dem Durchbruche ringt. Da ist es am klügsten, beizeiten vorzubeugen.“

„Eine Krankheit!“ lacht der Pernecker hart auf. „Ich wüßte nicht, was mir fehlen sollte. Und für sel, was einen so zuzeiten ein bißel drückt, im Wagen oder . . . oder sonstwo, für so Sachen hilft kein Doktor, Bub.“

„Ist's, wie es ist: etwas fehlt Euch,“ beharrt der Mathes bei seiner Meinung.

„Die Hämorrhoiden<sup>1)</sup> halt,“ weicht er weiteren Erörterungen aus. „Sind keine rechte Krankheit und keine Wohlthat auch nicht, und die Doktoren wissen auch nichts Rechtes dawider.“

„So geht zum Arzte!“

„Ah! Wegen der Wichtigkeit nicht.“

So geht denn der Mathes gelegentlich zum Arzte und bringt Pillen, die wider dasselbe Leiden sein sollen, aber der Bernecker lacht nur so eigentümlich vor sich hin, als er wieder allein ist . . . Pillen wider die Hämorrhoiden, wenn es einem am besten Orte neunmal fehlt! Zum Lachen, rein zum Lachen! Nein, wider die Krankheit, die ihn martert, ist kein Kraut gewachsen, wenn es so fortbauert. Kein gutes Wort hören die ganze Zeit über, kein gutes Auge sehen . . . nein, das hält er auf die Dauer nicht aus, er nicht. Es mögen Männer sein, die sich nicht im geringsten an ein allensfalliges Tragen ihrer Weiber kehren oder die diesen Trutz mit Prügelein auszutreiben verstehen, wenn es nicht anders geht, aber er ist nicht so, er kann nicht so sein. Wie gern er das Weib Zeit ihrer Ehe gehabt, so gern, daß er sogar zu einer Art gelinden Siemandls geworden, wie gern er es noch hat! Und weil er es selmal in jähen Zorne über das gefallene Schimpfwort über die Gred hinuntergeworfen, ist der leibhaftige Plunder los im ganzen Hause, und es hat kein Hersehen, daß es so bald anders würde. Alles, von dem sie weiß, daß es ihm nicht recht ist, das tut sie, und wie sie ihn ärgern kann, so ärgert sie ihn. Das hält er nicht aus, nein, er nicht . . . Und die Geschichte mit dem Haujerl! Wer ist denn daran schuld gewesen als gerade sie? Wer denn sonst? Wer hat denn Tag und Nacht geredet und geüdet, bis er dem nahezu schon ganz auf den Hund gekommenen Bauer noch für dreitausend Gulden Bürgschaft geleistet? Wer denn anders, als sie? Und er hat in seiner Guttheit gefolgt. Nun ist der Haujerl vergantet und er kann das Geld zahlen . . . dreitausend Gulden! Und nun greint und schimpft sie über ihn, daß er das Narrenstückel angefangen, und macht ihm Vorwurf um Vorwurf. Wahr ist's ja: wo gleich dreitausend Gulden hernehmen? Aber gerade sie hat also geraten, und er hat folgen müssen und gefolgt . . . Ja, wenn es noch so wäre, wie es ehzeit im Berneckerhofe gewesen ist! Wenn man das bläulichgraue Gestein nur aus der Erde zu brechen und zu brennen brauchte, um Geld zu machen! Ehzeit ist es so gewesen, und der Berneckerhof war eine Goldgrube. Aber gerade zur Zeit, als in der Stadt drunten das Bauen so recht losgegangen und der Kalk erst reizenden Absatz und lohnende Preise gefunden hätte, ist auf einmal der Kalkstein ausgegangen. Ohne Zweifel steckt noch genug des goldgleichen Gesteines im Grund und Boden des Berneckerhofes; aber wo es halt zu finden ist? Wenn einer das richtige Plakel erwischte, brauchte er am Ende nicht einmal tief zu schürfen. Aber wo dies ist?

Und all dieses beißt und nagt Tag und Nacht in

<sup>1)</sup> Hämorrhoiden.

seinem Herzen und an seinem Sinnen und bringt den Mann ganz außer sich.

Es ist um Jakobi herum, da die Wucht dieser Verhältnisse das letzte Restchen gesunden Verstandes erdrückt und irrer Wahn in seinen Kopf zieht.

Er nimmt die Stockhaue und fängt aufs Geratewohl zu graben an, wo er dazukommt, bei der Kapelle draußen, am Anger, im Burzgarten und selbst im Hausflöz.

Er sucht Kalk.

Die Berneckerin schaut eine Weile an dem Treiben, als wäre da sie der Narr, aber allmählich dämmert in ihrem Kopfe die Ahnung auf, wie viel es geschlagen, und ihr Zorn und ihre Abneigung wandeln sich in Abscheu, und kein bißchen Mitleid streift ihr Herz und ihr Sinnen.

Er muß jetzt aus dem Hause und aus ihren Augen; er muß in den Narrenturm.

Der Mathes rennt in aller Hast um den Arzt in die Stadt hinunter, nach Aschau; aber als er mit diesem heraufkommt, wartet sie schon beim Stadel draußen und erklärt mit Bestimmtheit, was nun mit dem Menschen zu geschehen habe.

Doch der Arzt schupft nur die Schultern. „Wir werden ja sehen,“ meint er und sucht den Bernecker, der gerade neben dem Backofen im Obstgarten draußen herumgräbt.

„Guten Tag, Bernecker!“ grüßt er, gar nicht anders, als er zu anderer Zeit den ihm gar wohlbekannten Bauer gegrüßt, wenn er ihn irgendwo in der Stadt getroffen. „Fleißig? Fleißig?“

Der Bernecker hält in seinem Tun inne, wischt sich mit dem Hemdbärmel den Schweiß aus dem Gesichte und schaut den Menschen mit unstemem, eigentümlichem Blicke an.

„Geht nicht anders, Herr Doktor,“ bescheidet er. „Alles baut und baut, und kein Mensch hat Kalk. Und Geld muß auch sein, viel Geld. So muß ich trachten, daß das Geschäft wieder in Gang kommt. Dreitausend Zentner sind schon bestellt und die langen gerade.“

„Sie suchen also Kalk?“

„Freilich. Der ganze Grund um und um steckt voll Kalkfelsen, aber es ist, wie wenn er Blindelake spielen wollte mit mir. Ueber den Nasen schaut er heraus, überall, und wenn ich grabe, versinkt er wieder.“

„Nun, dann werden Sie ihn ja doch einmal erwischen. Aber . . . wissen Sie, zu dem Geschäfte gehört ein starker Mann . . .“

„Ganz recht . . .“

„Und Sie sind in der letzten Zeit doch etwas angegriffen worden . . .“

„Ja, mein! Die Pulver nutzen nichts.“

„So? Na, dann verschreiben wir halt andere.“ Er sinnt einige Augenblicke vor sich hin und nickt nachher ein paar Male. „Ich werde Ihnen gleich welche verordnen, und es kann sie irgend jemand aus der Apotheke holen. Von denen soll Ihnen Ihre Frau früh und abends je eins in gekochter Milch

auslösen. Das trinken Sie, und wir werden die Kur so etwa acht bis vierzehn Tage fortsetzen. Aber unterdessen müssen Sie sich eben schonen. Sie dürfen sich nicht aufregen, nicht schwer arbeiten, dürfen kein Bier trinken und nur viel Bewegung im Freien machen. Dann bringen wir das Uebel schon wieder weg. Haben Sie mich verstanden?"

"Ganz gut, Herr Doktor."

"Da müssen Sie aber gleich zu graben aufhören und sich schonen. Ich werde gleich jemand in die Apotheke schicken."

"Am Ende komm' ich dieser Tage selbst einmal hinunter . . ."

"Nein, es ist so schon besser." Und der Arzt hastet davon und dem Hofe zu.

"Kann er gleich fortgeliefert werden?" fragt die Berneckerin hastig.

"Gar kein Davandanken," verneint dieser. "Die Sache ist durchaus nicht so schlimm und scheint vorläufig nur das Ergebnis und die Folge einer beständigen Ueberanstrengung des Geistes nach einer bestimmten Richtung hin zu sein, aus der sich eventuell eine fixe Idee und später vielleicht eine schwere Krankheit entwickeln könnten, aber vorläufig ist's noch gar nicht so arg. Ich werde ihm Pulver verschreiben, und davon geben Sie ihm früh und abends je eins in gekochter Milch. Das habe ich ihm gesagt und er wird die Milch nehmen. Das wird ihn vorläufig beruhigen, und . . . Sie müssen eben auch mitwirken, daß sein Denken und Sinnen nach und nach wieder in normale Geleise kommt. Es darf ihn nichts aufregen, und was ihn länger geistig beschäftigen sollte, muß ihm ausgerechnet werden."

"Also nicht . . . fort?" seufzt sie schier auf.

"Aber durchaus nicht. Halten Sie sich nur genau an meine Anweisung."

Die Berneckerin ist sichtlich enttäuscht, aber sie zwingt sich, so viel sie kann, sich diese Enttäuschung nicht recht anmerken zu lassen . . . Einen Narren als Chemann im Hause haben! Das ist ihr schon so zuwider, wie nur etwas zuwider sein kann, besonders wenn man den Menschen so nicht leiden und nicht ausstehen kann . . . Das wenn eins so voraus wüßte und sehen könnte, was ihm bevorsteht, es bliebe manches ungetan. Wer hätte denn ihr gesagt, daß sie so heiratete? Nur eine blasse Ahnung, wenn ihr jemal aufgedämmert wäre, wenn nicht alles so geredet hätte an ihr und ihr allerhand Sinnen in den Kopf gesetzt, das sich nachher als eitel Wahn erwiesen, sie hätte den Thron genommen, den Hauserbuben, der nun verganget ist und in der Spulensabrik in der Stadt drunten arbeitet. Aber da hat es geheißt: der Berneckerhof hat an seiner Kalkgrube eine Goldgrube, und du kannst eine Frau machen, eine rechte, richtige Frau, keine Tag und Nacht geschundene Bäuerin, und das und jenes. Und es hat auch tatsächlich so hergeschaut, bis . . . eines Tages der Kalkstein ausgegangen. So! Jetzt war es Klappen getauscht und . . . und . . . Ah! Wenn eins nicht an alles denkt, ist's gerade so warm und oftmals

sogar besser, weil es sich doch nur aufregt und trotzdem nicht hinaus kann über die unabänderliche Wirklichkeit . . . Und jetzt noch einen Narren zum Manne haben und ihn nicht einmal aus dem Hause bringen!

Der Mathes holt die Pulver aus der Apotheke, und am Abende kocht sie Milch und schüttet ein Pulver hinein, richtet dem Bauer aber ein Dachzimmer zurecht, damit — er mehr Ruhe habe. In seiner Nähe fräßen sie Aerger und Ekel auf.

Am nächsten Morgen kriegt er wieder seine Milch, und den ganzen Vormittag über schlendert er müßig im Hofe herum und auf den nächstgelegenen Gründen; als er aber nachmittags auf den sogenannten Kreuzacker hinauskommt, der gegen die zum ehemaligen gemeinschaftlichen Brechhäusel gehörigen Gründchen hinaus liegt und in dessen Nähe der Mathes, das für den Martin gedungene Knechtel und die Dirn arbeiten, sieht er wieder einen Stein aus dem Mainne ragen, holt trotz des ärztlichen Verbotes die Stockhaue und fängt zu graben an.

Das probeweise Herumpapeln mit den Pulvern nützt also nichts. So einen Menschen greift eine Kleinigkeit nicht an. Und fort soll er auch nicht kommen. Was fängt eins da an? Wie wär' es, wenn sie ihm drei, vier, fünf Pulver in die Milch täte? Wie wär' es, wenn sie gleich alle hineinschüttete? Entweder müßte dies die ganze Narrheit mit einem Schlage vertreiben, oder . . . oder? Was oder? . . . Wär' auch nicht gefehlt, wenn ein anderes Ende herginge. Schön geht's überhaupt nimmer, und das Leben ist auf alle Fälle nur noch ein verpöschtes und selbst verdorbenes.

Und sie schüttet am Abende alle noch vorhandenen Pulver in die Milch.

Am nächsten Morgen rührt und regt sich der Bernecker noch nicht, als man schon zur Morgensuppe geht, und das Knechtel, das ihn da über Geheiß der Bäuerin wecken soll, vermeldet, daß er bärenhaft fest schlafe und gar nicht zu erwecken und ermuntern wäre.

"Nachher wendet sich's," prophezeit der alte Brechhäuselmann, den man für heute zum Tagwerk gedungen. "In lauterm Schläfe wird sich der Miß in seinem Kopfe wieder zusammenheilen."

"Wenn's Gott gäbe!" seufzt die Berneckerin, und leise Befürchtung und ein schwacher Vorwurf regen sich in ihrem Herzen. Ob nicht — das andere Ende hergegangen ist! Und wenn es aufkäme! Da müßte schon beizeiten vorgebeugt werden.

"Wird ihm ja doch nicht etwas . . ." mutmaßt der Mathes, scheut sich aber, den Gedanken ganz auszusprechen.

"Um Gottes willen etwa doch nicht," drückt die Berneckerin wie aufseufzend heraus. "Wart, ich schau' nach."

Und kopfschüttelnd geht sie hinaus und ins Dachstübel.

Wie ein Stück Holz liegt der Bernecker im Bette, so starr, so regungs- und empfindungslos. Der Atem verrät wohl, daß er noch lebt, aber sonst scheint er schon mehr tot als lebendig.

Mit ineinander verschlungenen Händen kommt sie wieder in die Stube. „Der Schlaf! Der Schlaf!“ entsetzt sie sich über den Zustand ihres Mannes. „Mir kommt's gerade so vor, als wäre das kein rechter Schlaf, gar kein rechter Schlaf. So totschlächtig, wie er im Bette liegt! . . . Wird ja nicht gar . . .“ dehnt sie sinnend heraus und geht auf den Schüsselkar<sup>1)</sup> zu, wo das Schächtelchen liegt, in dem die Pulver verpackt gewesen. „Um Gottes Christi willen!“ schreit sie dann hell auf, läßt das Schächtelchen fallen und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. „Ich sag's ja . . . ich sag's ja . . . der . . . der Mann hat . . . alle in die Milch geschüttet, alle auf einmal.“

„Könnt' ja!“ entsetzt sich der Mathes. „Hat er denn gewußt . . .?“

„Mein Gott! Wer kann denn gleich an alles denken und auf alles gefaßt sein?“ klagt sie. „Wenn mir ein Gedanken kommen wäre! . . . »Tu zwei hinein!« hat er geraten, die . . . Näschei ist etwas für Saugfinder. Aber ich weiß, was der Doktor gesagt hat, und ich hab' ihn schwachen lassen und . . . Ja, wär' . . . könnte denn einem im Schlafe einfallen, daß er selbst das Schächtel suchen würde? Wie es herschaut, hat er in . . . in seinem Strubel gleich alle in das Häfen geschüttet, alle, weil . . . Nicht ein Staub ist mehr da, nicht ein Staub, und der Schlaf . . . der Schlaf!“

Der Mathes stiert eine Weile mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin. Diese Mitteilung erschreckt ihn, den gleich seinem Vater in Gemütsfachen etwas weich geratenen Jungen, so, daß er nicht gleich weiß, was nun anzufangen ist.

„Ein närrischer Mensch hat närrische Einfälle,“ meint der Brechhäufelmann. „Kann schon sein, daß ihm die Geschichte zu langweilig hergegangen ist, und so hat er in seinem Wahne gleich das Uebel beim dicken Trumm angepackt.“

„Ich reinn' schnell zum Doktor,“ besinnt und entschließt sich der Mathes nun. „Man kann nicht wissen, was . . .“

„Ja, geh, reinn! Sag ihm gleich, was vorgefallen ist, und daß er uns die Pulver erwischt hat, alle auf einmal. Und er soll gleich kommen, hörst, gleich!“ rät und schafft sie, und dann geht sie wieder ins Dachstübel hinauf, setzt sich an das Tischchen hin, stützt den Kopf in die Hand und sinnt und grübelt vor sich hin, ohne ihren Mann auch nur mit einem Blicke zu streifen . . . Wie mag sich die Geschichte nun wenden und drehen, und — wie mag sie enden? Wird man ihre Schuld herausfinden?

Ein anderes Gesicht zeigt böses Winken vor der Tat, ein anderes nachher.

Um halben Vormittag herum kommt der Arzt, untersucht den Bernecker und schüttelt den Kopf. Es wird sich kaum mehr abwenden lassen, daß der einst so starke, kräftige Mann hinüberschlief in einen Schlaf, aus dem es erst am Jüngsten Tage ein Erwachen

gibt . . . Daß Sie aber so wenig vorsichtig gewesen und so wenig achtgegeben auf das Schächtelchen? Ja, mein! Wer kann denn gleich an alles und gleich ans Nergste denken, wenn ihm der Kopf so voll Sorg und Kümmererissen steckt? Gar so arg ist er ja doch nicht beisammen gewesen, daß ihn eins hätte keinen Augenblick aus den Augen lassen dürfen. Den ganzen gestrigen Vormittag über ist er gewesen,



Wenn er, der Doktor, nur ein Wörtel hätte verlauten lassen, daß man die Pulver verstecken sollte.

daß ihm kein Mensch seinen Wahn hätte anmerken können. Wenn er, der Doktor, nur ein Wörtel hätte verlauten lassen, daß man die Pulver verstecken sollte.

Das ist ja alles recht und richtig, aber . . . geschene Dinge lassen sich nicht mehr ändern, und dieser Leichtsinn mag sich am Leben des Bernecker's bitter rächen.

Sie atmet tief auf; es klingt wie ein harter, schwerer Seufzer der Not und Verzweiflung, aber es ist doch das Aufseufzen eines, dem ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. Und ihr sind zwei Steine vom Herzen gegelitten. Es hat den Anschein, daß sie nun des ungeliebten und in letzter Zeit sogar gehaßten Mannes los und ledig werden wollte, und dann merkt sie, daß die Ausrede gut versangen. Kein Mensch wird ihr einen Verdacht anwerfen.

Gegen Abend schläft der Bernecker still und unmerklich hinüber in ein ander Leben, zu dem der Weg nur durch die Pforte des Todes führt.

Die Bäuerin gebärdet sich schier wie eine Verzweifelte, und der Mathes hat den ganzen Tag über sich doch so weit abgewunden mit dem vom ersten Augenblicke an als unabwendbar Geltenden, daß er dem traurigen Ereignisse gegenübersteht wie ein Männerleut, das wohl die geschlagene Wunde und deren Schmerz ebensogut fühlt, wie die wehleidigste Person, das aber beide verbeißen und halbwegs verbergen

<sup>1)</sup> Kar = Korb, Behälter; Schüsselgestell. Vergl.: althochdeutsch kar, mhd. kar = Gefäß, Behälter.

kann vor der übrigen Menschheit. Wider den Tod ist kein Kraut gewachsen, und die Väter der Größten und Mächtigsten der Erde müssen ebenfogut sterben, wie sein Vater gerade gestorben.

Es ist zur Zeit des \*Grummethueuts, und im Berneckerhose führt man gerade die vorlehte Fuhr in den Stadel, als der Gemeinbediener daherkommt und die Einberufungskarte für den Mathes bringt: zur dreijährigen Dienstleistung bei der Kavallerie einberufen und in den ersten Tagen des Oktober einrücken!

Der Berneckerin fällt der Rechen aus der Hand, als sie solches vernimmt, und in ihrem Körper beginnt es geradezu zu fiebern. Also nichts genutzt! Nach dem Tode ihres Mannes hat sie gleich ein langmüthiges Gesuch aufsetzen und einreichen lassen, damit man ihr den Buben dabeinlassen möge, weil sie sonst ganz allein stünde in der Wirtschaft und vollständig auf fremde Leute angewiesen wäre, und weil im Falle einer Erkrankung die Wirtschaft gänzlich fremden Leuten und deren Gutdünken ausgeliefert wäre . . . Und es hat nichts genützt.

Zorn und Aerger lassen sie nimmer dazu, beim Einbringen der letzten Fuhr mitzuhelfen, und am nächsten Tage geht sie gleich nach Aschau hinunter, in die Stadt, zum Advokaten und klagt dem die Vordringlichkeit des Staates.

„Wir werden es doch noch durchsetzen,“ verspricht der nach einigem Sinnen. „Vorläufig bleibt sonst nichts übrig, als daß der Herr Sohn einrückt; aber wir arbeiten, ihn loszukriegen. Selbstverständlich darf es Ihnen auf . . . einige Kosten nicht ankommen. Sie wissen ja.“

Und die Berneckerin glaubt der Versicherung und hofft, den Buben wieder loszubekommen von dem gefährdeten und verhassten Soldatenleben. Sie könnte wohl allenfalls den Martin wieder zu sich nehmen, aber der verdient sich in der Eisenwarenfabrik ungleich mehr, als sie ihm als Entlohnung bieten könnte, und dann hat er nach längerer, ununterbrochener Arbeitszeit auch Anwartschaft auf eine möglicherweise freierwerbende Vorarbeiterstelle. Den kann sie also doch nicht gut wegreißen von seinem Platze, und . . . den andern sollen sie ihr nur wieder heimlassen. Sie weiß, daß solches geht, wenn der Wille dazu vorhanden ist, und sie weiß auch, daß allenfalls mehr geht. Wie solches kommt, und wo das Türchen ist, allda man anzuklopfen hat, das weiß sie wohl nicht, aber sie verläßt sich darauf, daß so ein Türchen vorhanden im tücherreichen Vaterlande, und daß dies der Advokat kennt und weiß, und anzuklopfen versteht.

Und von der Stunde an ist sie wieder so ausgeräumt wie ehedem. Selbst als der Tag kommt, wo die Rekruten mit ihren schwarzen Handkofferchen zur Bahn gehen und sich auf dem Bahnhofe sammeln wie die Schwalben über der herbstlichen Flur, und wo die sie begleitenden Eltern mit traurigen Gesichtern und oftmals ganz verweinten Augen umherstehen und die Köpfe hängen lassen, lacht und scherzt sie, als mache ihr Bub nur so eine Art Spazierfahrt.

Beim Einfahrtszeichen draußen pfeift der Zug, und die Rekruten packen ihre Kofferchen auf und drängen sich nochmals an die Eltern oder Befreundeten, um ihnen die Hand zu reichen zum Abschiede auf so und so lange und noch ein liebes gutes Wort mitzunehmen in die gefährdete und verhasste Zeit.

„Vergatterung!“ schreit einer, der von dieser Sache sonst nichts weiß, als lediglich das leere Wort, und ein zweiter tut einen Zuchzer, der so klingt, wie wenn eine alte Henne kräht, und mit dem er seine richtige Stimmung verhüllen will.

„Schau fein, daß dir das Zeitlein über nichts geschieht!“ trägt die Berneckerin ihrem Buben auf, da sie ihm die Hand zum Abschiede bent. „Und laß dir gerade nichts abgehen!“

„Oh' nicht,“ beruhigt der, erinnert aber gleich nochmals an etwas rasches Arbeiten. „Trachtet aber, daß . . .“

„Um sel brauchst keine Sorg' zu haben,“ fällt sie ihm hastig in die Rede. So geschiet ist man schon selbst.“

Der Zug fährt ein und hält, aus allen Wagenfenstern schreien und lärmen die Rekruten, und ein stämmiger, zerrissener Kund schwingt seinen bodenlosen Strohhut und schreit durch das Gelärme: „Wer will, wer mag um einen Sechser nach Tarnopol, Stanislaus, Filzlaus usw.?“

„Wir da!“ schreit des Kuppen Andres zurück und zieht den Mathes mit zu dem Wagen, daraus der vorausichtige Leidensgenosse sein Sprüchlein gerufen. Sie sind also schon ihrer drei, die das Schicksal in dieses — gelobte Land führt.

In kurzer Zeit haben sich die Rekruten in den Zug verkrochen, neues Geschrei hallt aus den Fenstern, Zuchzen und Singen, und fort geht's nachher. Dies ist ein Jahr wie das andere so, und ein Jahr wie das andere bringt diesen Tag und diesen Auftritt, nur die Mitwirkenden dabei wechseln, die Abfahrenden und die Zurückbleibenden, und Segenswünsche sind es nie, so da als stille Seufzer oder halblautes Gegröne in den Lüften verhallen. Nur die Berneckerin seufzt und greint nicht. Als wenn sie von einem Besuche ginge, geht sie vom Bahnhofe weg und ihrem Hofe zu. Sie hat vorläufig noch nicht Ursache zum Klagen und Greinen, und wenn jeder so sicher heimkäme, wie ihr Mathes, wäre bald kein einziger Mann mehr bei den Soldaten.

Es wird gehen, hat der Advokat gesagt, und es wird auch gehen. Der und der hat seinen Buben schon heimbekommen, wenn er das rechte Türlein gefunden; der Söldner vom Frohnberg hat einen wohl nicht geradewegs heimgekriegt, aber man hat gefunden, daß der junge Mann krank sei und zur Erholung auf Urlaub müsse, trotzdem der Keel so gesund gewesen, daß er daheim einen Knecht erspart, und mit lauter Urlaube sind die drei Jahre verflossen. Ja, es geht auf allerhand Art, wenn . . . es gehen will. Geld kostet es halt, und mit diesem ist gerade da nicht zu kargen. Wird sich schon wieder anderswie einbringen lassen. Eine richtige Partie

bringt den ganzen Krempel wieder eben, und um eine solche muß er sich umsehen, weil hübsch ein paar Schulden auf dem Hofe lasten, und . . . für den Martin müssen sich bei der Uebergabe auch ein paar Hunderter erübrigen lassen. Kriegen muß er etwas, geht's ort oder eben; anders tut sie es nie und nimmer.

In der Wirtschaft merkt man schon vom ersten Tage ab, daß einer fehlt, trotzdem das Knechtel ein ganz tüchtiger Bursch ist und sich redlich plagt, die Lücke halbwegs auszufüllen, bis der Mathes wieder heimkommt.

Aber es vergeht Woche um Woche, und trotzdem der Advokat sein möglichstes in der Sache getan und sogar eine Reise unternommen, will nichts verlauten, daß der Bub endlich einmal heimkäme. Wohl aber kommen Briefe um Briefe, die die reinsten Jeremiaden sind. So und so würden sie geschunden und gehunzt, unter lauter Tschehen und Polaken wären ihrer drei Deutsche, und diese müßten dem Paße gerade die Narren und Schuhseken machen und könnten und dürften nicht einmal etwas sagen dazu, um ihre Lage nicht noch schlimmer zu gestalten. Gestohlen würde wie bei den Dohlen, und wo einer ein Stück unversperrt liegen ließe, hätte er es schon zum letzten Male gesehen gehabt. Man möge doch trachten, daß er so bald als möglich heimkäme.

Trachten! Ja, was soll denn eins noch alles unternehmen und tun? Es wird sich ja doch bald entscheiden und wenden müssen.

Und es wendet sich. Eines Morgens steht der Mathes wieder auf der Gred des Vaterhauses und pocht an die Türe und begehrt Einlaß. Er ist nun doch heimgeschickt worden und hat nichts weiter zu tun, als durch zwei Jahre alljährlich beizeiten um Befreiung nachzusuchen. Wenn's gehen will, so geht es eben.

\* \* \*

Der ganze Staat steht im Zeichen des Wahlkampfes. Eine neue Zeit bricht an. Das besitzlose Volk, das bislang nur für den Militärdienst und zur Leistung der sogenannten indirekten Steuern gut und zu brauchen gewesen, soll Sitz und Stimme kriegen im Vertretungskörper des Staates; den bestehenden vier Wählerkurien soll eine neue hinzugefügt werden, eine fünfte, die „allgemeine Kurie“, die man so ungefähr die Kurie der Besitzlosen nennen könnte.

Die Sache ist nun Gesetz, und auf Grund dieses Gesetzes sind die Wahlen ausgeschrieben. Und daher gleicht das ganze Reich einem Ameisenhaufen; alles rührt und regt sich. Jede Partei und jedes Parteichen stellt ihre Kandidaten und ihr Programm auf, das unter allen Umständen als das allein richtige bezeichnet wird, und verpußt bei solcher Gelegenheit jede andere mitbewerbende Partei und deren Kandidaten.

Das ist im ganzen Reiche so, und das ist auch im Aschauer Winkel das gleiche; nur trifft es sich dort, daß viel mehr Gegensätze und Parteiungen aufeinanderprallen, als an manch anderem Orte.

An Bewerbern fehlt es sonach nicht, und jeder hat seine Anhänger und seine Widersacher, und gerade bei dieser Gelegenheit stoßen die zu anderer Zeit mehr oder minder gebundenen und vom Streben nach Erwerb und Brot überwucherten Gegensätze herb und schroff auseinander.

„Wahlzeit wenn immer wäre, dann glühe die Welt einem Igelneß!“, sagt einmal Schöffler, der Bäck, und trifft damit den Nagel auf den Kopf. „Einer wie der andere täte sich an den Stacheln seiner Nachbarn und Nächsten todwund stechen.“

Am kräftigsten aber arbeiten die Sozialdemokraten. Jetzt heißt es, Parteigenossen in den Reichsrat zu bringen, und das Ziel ist der Mühe wert.

Im großen Saale des Hotels Stern ist für nächsten Sonntag eine großartige Wählerversammlung angesagt, zu der die besten Redner der Partei kommen sollen, und überall wird geredet, geworben und überredet. Nur ist die Sache insofern noch mißlich, weil man sich bezüglich des Kandidaten noch nicht einigen gekonnt und teilweise auch nicht gewollt.

Die Mehrzahl der deutschen Arbeiter ist für einen deutschen Schloffer oder für den Zeitungsredakteur, aber die tschechischen Arbeiter wollen dem nicht beistimmen und beharren hartnäckig und trotzig darauf, daß der tschechische Lehrer als gemeinsamer Kandidat anerkannt und gewählt werde.

„Wir geben nicht nach!“ Das klingt und hallt aus jedem ihrer Worte und aus jeder Rede. Nachgeben müssen die Deutschen, weil dies nun einmal — so sein soll im Lande.

„Wir haben recht so gut wie ihr,“ erklärt der Martin in seiner holprigen Rede trotzig und legt sich gewaltig ein für den tschechischen Kandidaten.

„Wir! Wer wir?“ fragt ihn der ehemalige Hauserbauer schnippisch. „Du tußt überhaupt, als wärst du der ärgste Stockböhm.“

„Bin ich auch!“ trost der Martin.

„Ja, Schnecken!“ lacht ihm der Hausler hell auf ins Gesicht. „Ein Zwitter bist, sel sag' ich dir. Wie wenn man es nicht wüßte! Deine Mutter ist eine rein Deutsche gewesen, weil sie in die Pernrieder Gemein' gehört hat, und dein Vater wird am Ende auch ein Deutscher gewesen sein, zähl' ich. Ein Deutscher bist von Geburt aus, und zu deiner eigenen Schande spielst dich auf den Stockböhm hinaus.“

„Was werdet denn Ihr wissen?“

„So viel gutding, wie du selbst. Deine Mutter gerade hab' ich nicht gekannt, denn das Leut ist in der Fremde aufgewachsen und — mir scheint — auch in der Fremde verstorben. Aber an der ihre Eltern kann ich mich noch so gut erinnern, wie wenn sie erst vorgestern fortgezogen wären.“

„Auf Mutter pfeif' ich,“ ärgert sich der Martin. „In Gesicht spucken müßt' ich ihr, wenn tennet' ich sie, durchhauen, abdröseln wie Taube. Ich weiß, was ich ihr hab' zu verdanken: Findelkind bin ich gewesen und bin ich heute noch. Ich weiß, was hab' ich ausgestanden. Nicht so viel Fressen hab' ich gekriegt, wie gibt man jungen Hund, und Prügel . . .

Brügel, nichts wie Schläg' und Prügel. Da schaut meinen Arm an!" Und er reißt das Hemd auf, stülpt den Ärmel zurück und weist einen gebrochenen und schlecht angeheilten Arm. "Wer hat mir ihn abgeschlagen mit Holzseit? Ziehvater . . . Wie gut haben andere Kinder, und wie hab' ich es gehabt? . . . Hausel, daran denken, wenn tu ich, und wenn kenne' ich Mutter, es geschähe Unglück; wirklich wahr. Ich könnt' mir nicht helfen . . . Das dank' ich Mutter."

Er hat sich in gewaltige Erregung hineingebacht und hineingerebet. Sein Gesicht glüht, als ob er stundenlang vor der Feueresse gestanden, und seine Hände zittern förmlich.

"Deine Sach', wie du es in dem Stücke halten willst," stellt der Hausel gleichmütig frei. "Aber ein Deutscher bist, sagst so oder so."

"Du bist Deutscher?" fragt einer der Eisenarbeiter.

"Hab' ich immer meinen . . ."

"In eine deutsche Gemeinde gehört auch," erinnert ein Tischlergeselle.

"Und da sehest dich so weit zurück, daß du dein Volk, deine schöne Sprache verleugnest?" tadelt Hans Eberlein, der Buchbindergehilfe. "Weißt du, was einer unserer besten Dichter von der Muttersprache sagt? Martin heißt der Mann auch, Martin Greif. Hör einmal an!"

Und er trägt das Gedicht vor:

"Vieles kann ein Volk entbehren,  
Wenn dazu die Not es zwingt;  
Doch dem Feinde muß es wehren,  
Der es um die Sprache bringt.  
In ihr wurzelt unser Leben  
Und erhält durch sie Bestand;  
Wer sich ihrer hat begeben,  
Der verlor sein Vaterland."

Die tschechischen Arbeiter verstehen fast alle Deutsch, aber doch zu wenig, um den Sinn und das Ziel dieses Gedichtes erfassen und erwägen zu können, doch dem Martin steigt ungefähr so etwas wie linde Scham in die Brust. Es mag etwas Hohes und Wertvolles sein, das einen zu solcher Mahnung begeistern kann und . . . Ja, welche Sprache ist denn die seine? Das Nabenaas, seine Mutter, mag wohl eine Deutsche gewesen sein, sein Vater, der Lump, der sich nicht einmal als solchen zu nennen getraut, kann ja auch einer sein, wenn er noch lebt, aber . . . gelernt hat er zuerst die tschechische Sprache, und bei der bleibt er.

Man redet und streitet hin und her, und jede Partei führt die Gründe ins Treffen, die sie zur Aufstellung ihres Kandidaten und zum Festhalten an demselben gezwungen, und zum Schlusse kommt man darauf, daß, wenn die tschechischen Arbeiter an ihrem Kandidaten festhalten, leicht der Advokat als Sieger hervorgehen könnte aus dem Wahlkampfe; einigte man sich aber für den Schlosser, so stimmten auch die Nationalen zu, und der Sieg wäre hier so viel wie sicher. Das sagt auch der Martin.

Manche der tschechischen Arbeiter sehen dies ganz

gut ein und raten selbst so, aber andere können und wollen sich der Meinung nicht erwehren, der Genosse vermöge trotz aller zur Schau getragenen Tschechenfreundlichkeit und allem Getue seine deutsche Abstammung nicht kurzerhand unter den Tisch zu werfen, und dieser Umstand spielte bei dem Räte mit. Geheimes Mißtrauen beginnt sich einzunisten in ihren Herzen und ihren Sinnen, und sie fangen an, ihn als Zwitter, als Ueberläufer oder solches Aehnliches zu betrachten, dem weder die noch jene recht und ernst vertrauen könnten, dieweil ihm das Hin- und Zurücklaufen gleich leicht ankommt.

Der Martin merkt nach und nach diese Stimmung und dieses Mißtrauen, und er trachtet, demselben kräftig zu begegnen. Bei der Wählerversammlung tritt er eifrig für den tschechischen Kandidaten ein und überwirft sich dabei gehörig mit dem Hausel, der ihm in der Folge sein Haus verbietet.

Aber auch das taugt denen nicht, die einmal Mißtrauen wider ihn geschöpft, und sie sehen es als Beweis an, daß auf einen solchen Menschen eben kein Verlaß ist, weil er einer sich nach dem jeweils wehenden Winde richtenden Fahne gleicht, der es gleich ist, zeigt sie hier oder dort hin.



Und dieses Vorsichtsinne in der Gefängniszelle bringt und drängt ihn allmählich auf einen andern Weg.

Anspielungen und Stichelreden werden locker und laut, und er, der Martin, empfindet jedes Wort wie einen Messerschnitt, weil er nichts dawider zu tun vermag, das Gegenteil undeutlich zu beweisen. Das Reden nützt nichts, und Taten zweifeln sie an.

Und einmal machen sie ihn so zornig, daß er einen Bierkrug faßt und damit ihrer zwei unter den Tisch schlägt. Es fallen später für ihn auch Püffe und Schläge genug ab, aber die Sache kommt zur Anzeige, kommt vors Gericht, und er muß zur Sühne drei Tage ins Loch.

Und diese Zeit des Alleinseins mit sich selbst, mit seinem Aerger und seinen Gedanken, dieses Vorsichhinsinnen in der stillen Gefängniszelle bringt und drängt ihn allmählich auf einen andern Weg. Wie es heißt, ist er ein Deutscher, und da ihn die andern nimmer wollen, ist er halt ein Deutscher. Uebrigens mag er mit diesen Leuten, die ihm jetzt so zusetzen und ihn ins Loch gebracht, nimmer arbeiten. Er schaut sich um ein ander Geschäft und trachtet, sich in absehbarer Zeit eine feste Stellung zu erobern, wo er daran gehen kann, ein warmes Nest zusammenzufügen für sich und seine Marga. Vielleicht zeigt sich ihm dann das Glück, das ihm auf seinem bisherigen Lebenswege so hartnäckig ausgewichen und ihn nur immer von ferne höhnisch angegrinst, wenn es andere recht zärtlich gekost.

Gleich nach seiner Entlassung aus der Haft fragt er nach anderer Arbeit und Beschäftigung um, und nach einigen Suchen findet er auch eine Stelle als Tagelöhner und Aushilfsbierführer im Genossenschaftsbräuhaus, und dann kündigt er seinen Dienst in der Eisfabrik des Jacques Pickelstein.

„Sie können gleich gehen,“ jagt man ihm dort, und er geht daher gleich.

Männiglich wundert sich nun, daß der Mensch, der noch bis vor wenigen Tagen so arg über die Deutschen losgezogen, jetzt auf einmal über die Tschechen schimpft und von deren Plänen und Vorhaben so viel aufdeckt, als er eben weiß. Manche bringen dies mit seiner gegenwärtigen Stelle in Zusammenhang und mutmaßen, daß er solches nur der zumeist deutsch-national gestimmten Bräugenossenschaftsmitglieder wegen tue, um breiten Fuß zu fassen, und andere wollen darin ein Trutzstückel sehen gegen diejenigen, die ihn in die Straße geritten. Ernst nimmt ihn und seine Reden keiner, und öfter denn einmal muß er hören, daß er trotz alledem doch ein Tscheche wäre und bliebe, weil er nicht einmal ordentlich Deutsch könne.

Auch dieses ärgert ihn, und eine eigenartige Erregtheit nistet sich ein in seinem Herzen. Der Hausfrel hat recht gehabt: er ist ein Zwitter, man mag ihn hier und dort nicht. Und wie kommt er dazu? Die Zeiten, die er durchlebt hat, und nun . . . steht er da wie ein einschichtiger Baum auf freiem Feldraine, der nicht hinüber und nicht herüber gehört. O, so ein Leben, das einem so eine Mutter gibt! Jedes wilde Tier nimmt sich um sein Junges an und hegt und pflegt es in Liebe; der Mensch nicht. Wenn er nur der Bürde los ist und ledig. Ja, zusammenkommen, wenn er einmal könnte mit einem seiner Eltern, mit dem oder dem, es . . . es wüchse nichts Gutes heraus.

Ein milder Sommerabend senkt sich über die Erde nieder.

Leise plätschernd und gurgelnd rinnt das Flüsschen dahin zwischen den Ufern, im Fellergerstände säuselt der Abendwind und zirpen die Grillen, und Sonnwendkäfer zünden ihre Lichtlein an und leuchten wie Sternlein aus dem grünen Düster. Vom Abend-

himmel her strahlt purpurnes Abendrot, und am Morgenhimmel steigt der Mond empor über die dunkelbewaldeten Berge mit breitlachendem Gesichte und schlaublinzelnden Augen, und die Wellen des Flüsschens gleiten dahin wie glühend Erz.

Neben Flüsschen und Fellergerhage zieht sich ein schmaler Fußsteig durch den taunassen Weidenplan, und den wandeln ihrer zwei Hand in Hand: der Martin und die Marga. Weithin schlendern sie und reden und plaudern von dem und jenem, und als sie wieder umkehren, bleibt der Martin plötzlich einmal stehen und schaut dem Dirnlein ins Gesicht, wo der Mondschein sich in den blauen Augen spiegelt wie eiskalt Feuer.

„Weißt du was, Marga?“ fragt er langsam und stinnend.

„Was denn?“

„Ich werd' mich einmal aufmachen und . . . fortgehen. Mich leidet nimmer da.“

„So?“ Wie hart verdrücktes Weinen klingt die Frage.

„Ja. Da ist nicht Glück für mich. Ich muß unter andere Leut', muß kommen aus meinem Turbel . . . muß leben können wie Mensch, nicht wie . . . wie Zwitter. Und dann, Marga, dann heiraten wir und bauen uns Glück, was ist wirkliches Glück, und was kann nichts verjagen aus unserem Haus. Willst du, Marga?“

„O, ich werde dich halt nachher nimmer sehen.“

„Marga! Hand laß' ich mir a'shacken, Herz laß' ich mir aus Brust reißen, aber dich lasse ich nicht, Marga, nicht um ganze Welt.“

„Ich werde sehen . . .“

Sie wandeln wieder weiter, dem nicht verstummen wollenden Geräusche und Getöse der Stadt zu, und reden und träumen von dem Glücke, das ihnen die Zukunft bringen soll in fernem, fernem Fremde, und das letzte Abendrot verglimmt am Himmel, der Mond reckt sein lachend Gesicht immer weiter und weiter empor und im Ufergerhage zirpen die Grillen und leuchten die Sonnwendkäfer hin und wieder.

Die Perneckerin geht mit der Jokelbäuerin aus dem Nachmittagsregen heim, und weil diese ihren aus neuartigem Samen gezogenen Flachs so lobt, und weil eins den ganzen Sonntagnachmittag über ja daheim sonst auch nichts tut und tun kann, geht sie mit und besichtigt den wirklich prächtigen Flachs, der sich um diese Zeit schon zu ganz ansehnlicher Länge emporgearbeitet.

„So einen Samen muß mir nächstes Jahr auch zulassen,“ fordert sie. „Wenn ich wieder einmal mit etwas . . .“

„Aber freilich kriegst ihn,“ verspricht die Jokelbäuerin hastig und hebt nochmals die besonderen Eigenschaften und „Tugenden“ dieses Flachses hervor, und so schwaben und reden sie, bis es für die Perneckerin wirklich Zeit wird zum Heimgehen.

Gemächlich schlendert sie die Hängen hinüber gegen ihren Hof, da an einem Kornfelde schauend, dort an

einem Kartoffelacker oder an einem schön gewachsenen Kleebestande, und all dieses wieder mit dem Stände der Fehlung auf ihrem Grund und Boden vergleichend.

Des Brehhäufelmannes einzige Tochter sitzt auf dem Gredbänkchen heraußen, strickt an einem Sonntagstrumpfe und schaut darüber weg sinnend zu Tale. Führt ein einsam und leutscheu Leben, das Ding, das nicht jedes in diesen Jahren führen wollte. Aber freilich: Heutzutage will das junge Geburfsche allweg eins übers andere aus mit lauter Getu' und lauter Gewandhoffart, und wer da nicht mittun kann, dasselbe muß sich auch so hübsch einschichtig halten. Ist nicht so übel, das Dindl, hat einen



„Herrgott in deinem Reich! das ist ja . . . ist ja echter, blanker Kalkstein.“

Verstand und ein Geschick zur Arbeit, aber . . . wer sonst nichts hat, der muß sich heutigentags schon stillehalten.

„Na, du gibst doch selbst am Sonntage keine Ruh', Overl,“ neckt die Perneckerin leichtthin, weil sie das Ding, das sie mitunter zur Arbeit braucht und kriegt, so weit recht gut leiden kann. „Kommst schon in die Hölle.“

„O, deswegen wohl kaum, Nachbarin,“ lacht das Dindl. „Kann schier weniger Sünde sein, als wenn ich etwo herumtratschte mit andern und die Leut' ausrichtete.“

„Sel schon, sel wohl,“ nickt die Perneckerin und geht weiter, da sie vermeint, damit wäre auch für sie ein kleiner Deuter abgefallen.

Gras haben die Leute in ihrem Bointl<sup>1)</sup>, daß

<sup>1)</sup> Hauswiese. Ahd. und mhd. Bünde.

einen fast der Neid angehen könnte. Aber freilich: wenn eins nicht viel hat und an dem beständig arbeiten und düngen kann! Da wär's ein Wunder, wenn es anders wäre. Und die Erdäpfel! Herrschaft noch einmal! Kräuter und Strünke haben die, als wie nur. Ob sich diese Leute nicht auch um einen neuen, in der Gegend bisher fremden Samen umgesehen? Na, davon muß sie schon auch bekommen. Wie es aber unter der Erde ausschauen mag, mit den Knollen, dem Erdäpfelanjase?

Sie will über den Rain hinunter, um einmal nachzusehen, rutscht aber mit beiden Füßen zugleich aus und fällt der Länge nach hin, daß sie fast alle Rippen im Leibe krachen zu hören wähnt. . . Ah, die Rippen! Denen ist gottlob nichts geschehen, aber das Hüftbein hat sie sich derart an einen Stein geschlagen, daß sie kaum aufstehen kann.

Ist aber keiner um die Wege und zu sehen. Und auf dem blanken, weichen Rasen ist's nicht möglich, daß sich eins so aufschlägt. So muß unter dem Rasen einer verborgen stecken.

Sie tastet mit der flachen Hand herum an der Stelle, wohin sie gefallen . . . Ja, da steckt er ja drinnen, der Kropf, der elendige! Daß aber diese Leute gar so schlampig sind und so Zeug unter dem Rasen, knapp unter dem Rasen dulden! Wie eins darüber mäht, muß es anbauen . . .

Herrgott in deinem Reich! Das ist ja . . . ist ja echter, blanker Kalkstein!

Sie schaut nimmer nach dem Knollenansjase der Erdäpfel, sie schaut nur mit weit aufgerissenen Augen nach dem Steine, der hier bis hart an die Luft heraustritt, und . . . der bei ihnen drüben um keinen Preis mehr zu finden.

Die wenn es wüßten!

Hastig legt sie das losgerissene Rasenstück wieder darüber, klettert den Rain hinauf und zieht eilig ihrer Wege, damit niemand ein Gedanke an ihre Entdeckung kommen könne . . . Da ist er jetzt! Da ist Kalk, und . . . sie hat keinen. Des Kalkes wegen hat sie auf den Perneckerhof geheiratet, und aufs leere Nest ist sie gekommen. Da wäre der Stein nun, und die Leute wissen nicht einmal, was für Geld in ihrem Grund und Boden steckt, was für Unmengen von Zentnern bei dieser Zeit, wo alles bauen will und baut und Kalk braucht. Diesen Grund muß sie kriegen, koste er, was er kosten möge.

Den ganzen Abend über sinnt sie nach dieser Richtung fort, und als die Nachtsuppe gegessen ist, macht sie noch einen Gang in die Felder hinaus und — kommt bis ins Brehhäufel.

Was die Leute doch für schöne Erdäpfel haben! Gewiß ein frischer Samen, eine neue Sorte? Und überhaupt ist der Grund schon gut, und es gedeiht alles so schön, wie fast nirgends mehr. Das Häufel und die Lage täte sie sich für ihr Leibtumhäufel wünschen, wenn sie einmal ins Ausgedinge zöge.

„Ist's etwa schon so weit?“ erkundigt sich der Brehhäufelmann.

„Jetzt gerade noch nicht,“ bescheidet sie ausweichend,

„aber mein! Wenn der Bub ganz los ist von der Soldatenezeit, nachher geht's um den Ernst. Ich plag' mich nimmer lange.“

„Hast auch recht. Du hast dir schon gearbeitet genug.“

„Ja . . . und weil ich vorhin schon gesagt hab' davon: wär' nachher das Häufel nicht feil, damit ich es mir schön langsam zusammenrichten lassen könnte?“

„Mein!“ macht der Brechhäufelmann verlegen und schupft die Schultern. „Wenn sich die Everl etwas Besseres fände, sonst . . . geb' ich es nicht her.“

„Kriegest einen Haufen Geld, mit dem du auf einen Bauernhof heiraten könntest,“ redet die Perneklerin nun dem Dirndl zu. „Ich täte die Sach' überzahlen . . . wirklich überzahlen.“

„Ist nicht feil,“ bescheidet die Everl kurz. „Mir gefällt's in dem Häufel gutding nochmals so gut, wie es Euch gefallen würde. Und wer mich will, der muß auch ins Häufel her.“

„Ist nicht feil . . . Da nutzt also vorläufig kein Reden; da bleibt sonst nichts übrig, als warten und von Zeit zu Zeit ein bißel . . . nachhelfen . . . Wer sie will, der muß auch ins Häufel.“

„Oha!“ lacht sie dann in währendem Gehen und Simmen hellauf heraus. „Umgekehrt ist oftmals auch gefahren. Wer das Häufel will . . . Zu der Hade werden wir bald den richtigen Stiel gefunden haben.“

Als sich die Ehehalten zu Bette begeben, winkt sie dem Matthes zu sich in die Stube.

„Du, ich habe heute etwas gefunden,“ lächelt sie geheimnisvoll.

„Was denn?“ fragt er mehr gleichmütig als neugierig.

„Was meinst denn?“

„Ja, was kann ich wissen? Vogelnefter suchen geht Ihr nimmer, wie kleine Buben.“

„Nein, sel nicht . . . Kalk hab' ich gefunden.“

„Kalk?“ wundert er. „Wo . . . denn?“

„Wo meinst denn?“

„Auf unserem Grunde?“

„Nein. Im Brechhäufelraine, hart neben dem Wege . . . Aber nichts sagen! Der muß unser gehören.“

„Wenn sie den Grund aber nicht verkaufen?“ stellt er vor. „Nehmen kann man heutzutage keinem Menschen seine Sache.“

„Gar nicht notwendig. Ich hab' meinen Plan schon fertig, und der taugt überall hin . . . So ein Kalksteinbruch hat bei der jetzigen Zeit und in unserer Lage einen Wert,“ baut sie ihrem Mate vor. „Tausende stecken da drinnen verborgen, zehn, zwanzig und noch mehr Tausende. Du . . . das wär' ein Heiratsgut!“

Er schaut sie eine Weile wie vollständig verständnislos an. Wo sie hinaus will, kennt er, und gerade dies und die Einfachheit der Rechnung verblüffen ihn.

„Kennst dich nicht aus?“ fragt sie, um ihm auf den Weg zu helfen.

„J . . . ja,“ dehnt er langmüchtig heraus. „Aber ich . . . kann noch nicht heiraten, und nachher . . .“

„Was nachher? Du machst dich an das Dirndl an, die Geschichte wird unter uns fest ausgerebet und

fertig. Ihr seid doch keine Hüttkinder mehr, die für den Augenblick nicht wissen, was sie versprechen? Weißt, mir liegt daran, die Sach' so bald als möglich in die Richtigkeit gebracht zu wissen, damit uns den Brocken nicht etwa ein anderer wegschnappt. Weißt, was der Perneklerhof nachher wert ist, wenn das elendig scheinende Dertel noch dabei ist? Rechne! Und das Dirndl ist fein gar nicht zuwider; sauber, gelassen, arbeitsam, in keinem Stücke unrecht und . . . denke: der Wert, der Wert!“

„Ja, das Everl ist so weit nicht zuwider,“ gibt er zu. „Ich kann es recht gut leiden, aber . . . heiraten . . .“

„Du . . . magst etwa nicht?“ dehnt sie heraus, und ihr Gesicht färbt sich dunkelrot.

„Ich . . . mein' nicht,“ gesteht er offen weg.

„Ueberlege dir's, Bub!“ schafft sie hart und herbe.

„Ich meine dir's zum guten. Ueberleg dir's!“

„Ich meine, da braucht es kein langes Ueberlegen. Wegen lumpigen Kalkstein verschachere ich mich doch nicht an ein Weiberleut, das ich mir als Eheweib nicht gut vorstellen kann.“

„Ist das wirklich dein letztes Wort?“

„Ja.“

„Nachher . . . nachher . . . nachher . . .“ Das erstmal in ihrem Leben weiß sie nicht, was sie sagen oder wie sie drohen soll. — Er mag nicht! Ihr ganzer, schöner Plan zu Wasser und zu nichts! Wie ein Strom siedenden Wassers schießt es durch ihren Körper, und das Blut drängt ihr nur so zu Kopfe, als sollte der alle Augenblicke bersten . . . Er mag nicht! Da schau her!

Als er aus der Stube geht, um weiteren Erörterungen und unnützen Reden auszuweichen, kann sie sich nimmer herrschen und halten, und sie muß ihrem Aerger und ihrer Wut freien Lauf lassen. Ein Schemel, der in ihrer Nähe steht, wird mit dem Fuße unter die Bank gestoßen, ein paar Häfen kollern zu Boden, und nach und nach übermannt sie der Zorn so weit, daß sie sich die Schürze vom Leibe reißt und gerade nur so knirscht mit den Zähnen.

Er mag nicht. So schön wäre der Plan angelegt, so einfach, nur zum Zugreifen, aber nein: er mag nicht. Gut! Vielleicht . . . besinnt er sich doch noch anders. Zeit lassen! Vielleicht fällt es ihm mittendrin einmal ein, daß der Alten Rat doch der beste gewesen . . . Wart, Kunde! Zeit wirft schon kriegen! Sie braucht ihn nicht; nein, so einen braucht sie nicht im Hause. Und . . . hat sie ihn vom Soldatenleben losbekommen, weil sie ihn braucht, so kann er wieder dazu müssen zur Strafe, wenn sie ihn nicht braucht. Das ist eine einfache Rechnung, so einfach wie der schöne Plan.

Am nächsten Vormittage geht sie in die Stadt hinunter zum Bezirkshauptmanne und klagt ihm, daß heutigentags auf die Kinder rein gar kein Verlassen mehr wäre, daß jedes nur das tun wollte, was ihm behagte, und daß ihr Bub in dem Stücke gar keine Ausnahme machte. Es könnte ihm gar nichts schaden, wenn er wieder ein paar Wochen ein-

rücken müßte, damit er einen gefügigeren Willen bekäme.

Der Bezirkshauptmann merkt, daß in diesem Verhältnisse etwas nicht ganz genau klappt und stimmt, und daß an dieser Störung vielleicht beide Teile schuld sein mögen. Er leitet daher die Sache so an die Militärbehörde, daß beide Teile ihre Strafe erhalten.

Es steht kaum vierzehn Tage an, so bringt der Gemeindegabe einmal einen Zettel in den Berneckerhof, der einem Blitze aus heiterem Himmel gleicht. Der Dragoner Matthias Bernecker hat sofort zur Ableistung seiner dreijährigen Dienstzeit einzurücken.

Die Berneckerin ist nicht so überrascht, wie sie tut, denn sie weiß, daß es bei jedem Wetter blitzen und toren<sup>1)</sup> muß, selbst wenn dies ein gemachtes Wetter ist, aber der Mathes ist für den ersten Augenblick ganz zusammengebrochen.

Zur Ableistung seiner dreijährigen Dienstzeit! Ja, ist denn ein Krieg ausgebrochen oder rüstet man zu einem solchen, daß man jeden Mann zusammensucht? In den Zeitungen steht von solchem keine Silbe. Welcher Grund mag sonst vorliegen?

Er sinnt hin und her, mutmaßt so und so und kann zu keiner Erklärung dieses Rätsels kommen. Aber das ändert an der Tatsache nichts.

So fügt er sich denn dem Befehle. In aller Hast packt er sein Kofferchen wieder, und dann macht er sich auf den Weg zur Bahn.

Die Berneckerin geht doch etwas an wie gelinde Reue, als sie die Niedergeschlagenheit und Verzagtheit des Buben sieht, und leise Vorwürfe regen sich in ihrer Brust, wie wenn der Tauwind über die Wipfel der schnee- und anreimstarrenden<sup>2)</sup> Bäume zu streichen beginnt und mildes Wetter verkündet; aber die Hoffnung, daß diese Zeit vielleicht die beste Kur für des Buben Stüßbegriffigkeit sein könne und sein möge, überäubt Reue und Vorwürfe. Er soll zur Einsicht kommen!

„Mutter, reicht wieder ein, damit sie mich heimlassen!“ bittet er, als er ihr die Hand zum Abschied beut.

„Nun ja,“ meint sie ausweichend. „Wenn's etwas hilft. . . Tu dich halt unterdes ein bißel anders besinnen.“

Er sagt nichts mehr und stiert traurig und sehnsüchtig vor sich hin, bis der Zug einfährt und die Kondukteure zum Einsteigen rufen. Und in währendem Fahren streift ein Gedanke so zufällig der Mutter Reue mit gar sonderbarem Pichte, und er schrickt fast zusammen. Ob sie nicht dieses als Schalkheit getan, damit er rechte Zeit bekommt zum Besinnen und Ueberlegen?

Es ist eine schwere Stunde, in der einem Kindesherzen sich ein derartiger Vorwurf aufdrängt wider ein Eltern, und gar vieles wird da verschoben an wichtigen Verhältnisse, das später durchaus nimmer an seinen rechten Platz will. Aber es kommt mitunter vor, und der Mathes macht diese Stunde durch . . .

<sup>1)</sup> donnern. <sup>2)</sup> raufrostbehangen.

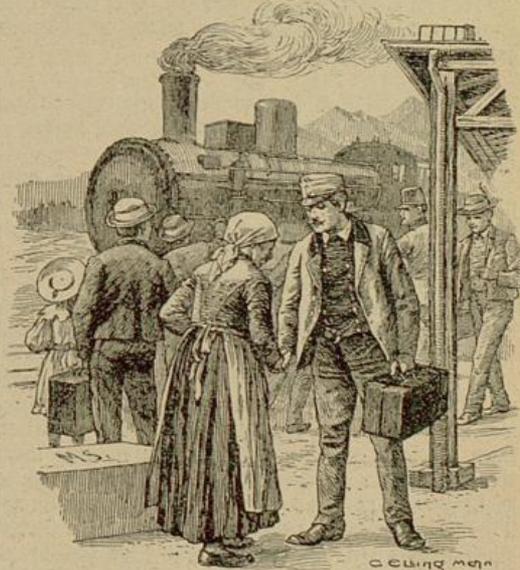
Die Berneckerin schaut dem Zuge ein Zeitlein nach, ärgert sich über des Buben Unfolgsamkeit und hofft dazwischen, daß ihn die gefürchtete Zeit doch auf andere Gedanken bringen werde. Sie nimmt sich auch vor, beim ersten Briefe, den sie ihm nachschreibt, so deutlich wie möglich zu werden, da sich solche Sachen besser schreiben als sagen lassen, und dann kommt ihr auf einmal der Gedanke, daß der Bub eigentlich eine gewaltige Lücke gerissen in der Arbeitskraft des Hauses, und daß sie dafür keinen Ersatz hat und auch keinen richtigen bekommen dürfte, falls er doch seine Jahre vollständig abdiene müßte.

Da fällt ihr der Martin ein, der ja doch nimmer im Eisenwerke ist und mit keiner Unwartschaft auf eine besser entlohnte Stelle zu rechnen hat. Und sie geht daher gleich von der Bahn weg ins Genossenschaftsbräuhaus und fragt nach ihm.

„Der ist gerade vorhin mit einer Fuhr Bier fort,“ bescheidet einer der Burschen, die auf dem Hofe herumstehen.

„Wird er lange ausbleiben?“

„In längstens einer Stunde ist er daheim.“



„Mutter, reicht wieder ein, damit sie mich heimlassen.“

So geht sie derweil ins Bräustubel, läßt sich ein Glas Bier bringen und wartet.

Es dauert etwas länger als eine Stunde, bis er kommt, aber sie wartet und bringt ihm dann ihr Anliegen vor. Er sollte zu ihr kommen als Knecht oder auch als Schaffer.

„Jetzt, wo ich halbwegs eine Stelle hab', wo kann ich auf Besserung hoffen?“ entrüstet er sich schier ob der Zumutung.

„Ja, freilich ist's so,“ gibt sie zu. „Es ist nicht, daß einer allemal wieder so eine Stelle findet, aber ich verlange auch nichts umsonst. Ich gebe dir gutding so viel Lohn, wie du hier verdienst, nein, ich

tu' mehr. So ein fünf, sechs Hunderter vermeinet ich dir schon lange allweil, damit du auch ein Heiratsgut kriegst, wenn du einmal selbst ein Geschäftel oder so etwas anfangen wolltest. Und da meiner' ich, du könntest mich doch nicht stecken lassen und nicht . . ."

Der Martin sinnt ein Weilchen vor sich hin. Das Anbot ist nicht schlecht und nicht mutwilligerweise von der Hand zu weisen, aber er läßt sich nicht anmerken, daß ihn lediglih dieses lockt. Fünf, sechs Hunderter! Um sel kann einer schon arbeiten, der das Heiraten und Selbständigmachen im Sinne hat. Aber der Schicklichkeit wegen sträubt er sich zum Scheine dagegen.

"Sel verlang' ich nicht."

"Ich tu' es aber," versichert sie. "Was ich freiwillig tue, sel geht keinen Menschen etwas an; aber helfen muß mir jest."

"Mutter!" Er nennt sie wieder, wie all die Jahre hindurch, da sie gutding so viel wie Mutterstelle bei ihm vertreten. "Mutter, ich seh', daß braucht Ihr jemanden, und ich lasse Euch nicht im Stiche. Ich weiß, was bin ich Euch schuldig; was habt Ihr mir Gutes getan, wo bin ich gewesen wie herrenloser Hund in Welt. Ich bleibe bei Euch, bis Mathes heimkommt . . ."

Mit dem Mathes hat die Berneckerin ihr heiliges Kreuz, und keine Rechnung will stimmen, in der er mit im Spiele ist.

Wie schön wäre alles gegangen, wenn er ausstudiert hätte und Pfarrer geworden wäre, wie sie es haben wollte? Der Hof wäre nicht verödet deswegen; der Martin wäre froh gewesen darum. Aber nein! Auspringen hat er müssen! . . . Jest wieder könnte das Brechhäusel mit all dem Vermögen, das in dessen Grund und Boden steckt, so schön und spielend erworben werden, und er mag auch da nicht . . . er mag nicht. Sie hat ihn schon zu dem verhassten Soldatenleben geschickt, damit ihn anders werden solle; sie hat ihm zwei Briefe nachgeschrieben, einen deutlicher wie den andern, aber er mag nicht. Er braucht den ganzen Krempel nicht, wenn es so geht, schreibt er heim. Er hat genug gelernt, um sich in einer andern Stellung und mit anderer Arbeit durchs Leben zu schlagen, so gut oder schlecht es andere zuwege bringen . . . Er trutzt! Gut! So soll er halt truzen. Wenn er den Hof nicht will, so braucht er ihn nicht. Nach dem Tode des Bauern ist ihr auch dessen Besitzhälfte zugeschrieben worden, bis der Mathes übernehmen will, und da er erklärt, verzichten zu wollen, kann sie damit tun, was sie will. Sein Erbeil kriegt er und — fertig.

So wähnt sie, und so legt sie sich die Sache in ihrem Sinnen zurecht.

Am nächsten Sonntag nach dem Mittagessen, als sich die übrigen Ehehalten eins ums andere verziehen, um entweder zu ihren Eltern zu gehen, oder den freien Nachmittag mit Altersgenossen zu verbringen, will auch der Martin fort, um mit seiner Marga zu plaudern und Zukunftspläne zu schmieden.

Aber sie hält ihn zurück. "Ich hätt' etwas zu reden mit dir," sagt sie.

"Maß das heut sein?" fragt er etwas unwillig, bleibt aber doch. Wenn die Rederei gar zu lange dauern sollte, geht er halt abends nicht heim.

"Ist am besten Zeit dazu," bedeutet sie. "Setz dich nieder! . . . Weißt, was der Mathes schreibt?" steuert sie sofort und ohne viel Umschweife auf ihr Ziel los. "Er braucht den Krempel nimmer, schreibt er, trutzt er. Gut! Ich lasse nicht truzen mit mir, ich nicht. . . Wenn du den Hof möchtest?"

"Ich?" stößt der Martin verwundert heraus. "Ich? Meint Ihr denn . . . ?"

"Na, was denn?"

"Erstens gehört er dem Mathes, und Gericht wird nicht anders tun, und nachher . . . mit was denn? Mit was denn?"

"Schaperl!" tadelt sie lächelnd, aber das Lächeln verzieht sich bald aus ihrem Gesichte. Er kann recht haben: das Gericht dürfte es vielleicht nicht zugeben, daß sie die Wirtschaft einem andern übergibt, wenn ein ehelich Kind da ist. Wer weiß denn? Darüber müßte sie sich halt erst genau befragen . . . Aber . . . soll der . . . der Trutzkopf nachher seinen Berneckerhof kriegen; für den Martin weiß sie doch ein wertvoller Viertel: das Brechhäusel mit dem Kalksteine im Grund und Boden. "Soll's sein, wie du jagst," fährt sie nach geraumer Pause fort. "Dir wüßt' ich etwas Besseres, etwas, das viel mehr wert ist."

"Mir?"

"Ja. Aber folgen müßtest. Keinen Kreuzer kostete es, keinen Kreuzer, und zehn, zwanzig Tausend ist die Sache wert, wenn eins den Wert weiß. Ich hab' ihn gefunden."

"Ah!" lacht er kurz heraus. "Herschenken tun Leute nichts."

"Wer sagt denn vom Herschenken? Was sich einer eheliratet, ist nicht geschenkt . . . die Ewel heiratet!" rät sie nach einem Weilchen, als er sie mit halbgeöffnetem Munde anlarrt und kein Wort über die Lippen bringt. "Des Brechhäuselmannes Ewel. Ist wohl nur ein ganz kleines Häusel, aber Kalk steckt in dem Grunde, ein Vermögen, das vielleicht mehr wert ist, wie der Berneckerhof als ganzer. Dem Mathes hätt' ich es auch geraten; er mag nicht. Greif' du zu!"

"Ich . . . ich kann mich nicht einlassen . . . wenn ist noch mehr wert," quetscht der Martin verlegen heraus, und dunkle Röte beginnt in sein Gesicht zu steigen.

"Was . . . sagst?" dehnt die Berneckerin heraus, und ihre Augen vergrößern sich zusehends. "Nicht einlassen? Zwegen was denn nicht, wenn man . . . fragen darf? . . . Schau dir doch die schöne Gelegenheit an!" Und sie erklärt nochmals, was das Viertel alles wert wäre.

Dem Martin beginnt der Nerger anzufliegen. Der Antrag wäre ja nicht übel, aber er läßt sich nicht ein und kann sich nicht einlassen. Was nutzt also die ganze Rederei? Es mag ja sein, daß ostmals

einer Lieb', Ruhe und vielleicht sogar Glück und Seligkeit um . . . um einen Flederwisch oder Aehnliches verkauft; aber er nicht. Er ist gerade nur ein armseliger Tropf, ein Findelkind, der oder das sein Lebtag gehudelt und geschunden worden ist und das Glück nur vom Hörensagen kennt, aber so ein Glück mag er auch nicht, das tut er nicht. Er schmiedet sich sein Glück selbst zurecht. Er hat die Marga gerne, die gerade so wenig hat, wie er, und er vertauscht sie nicht gegen eine, die selbst ein Goldbergwerk in ihrem Grund und Boden hätte. Er nicht.

„Ich kann mich nicht einlassen,“ erklärt er nochmals. „Schwaz hat keinen Wert. Wenn Ihr nichts anderes wisset . . .“

„Hast . . . etwan . . . gar eine . . . andere?“

„Ja.“

„Alle! . . . Zum Höllsenger!“ braust sie zornig auf, und ihre Arme beginnen vor Aufregung zu zittern und zu beben. Also auch da nichts! . . . „Was . . . was ist denn das nachher . . . für eine Schlampen, wenn . . . man fragen darf?“ Hart und stockend und stückend kommt die Rede aus ihrer Brust.

„O ja,“ sagt er trozig. „Des Hauslerls Marga ist's, aber . . . Schlampen, Mutter, das dürft' mir nimmer sagen. Ich leid nicht das Wort.“

„Martin!“ schreit sie hell und kreischend auf. „Die . . . die darfst' mir nicht heiraten, und . . . von der laßst' mir augenblicklich, augenblicklich!“

„Nicht um ganze Welt,“ trozt er.

„Lassen wirst' sie, sag' ich!“ herrscht sie und schlägt mit der Faust auf den Tisch wie ein Männerleut, das unter allen Umständen seinem Willen Geltung verschaffen will.

„Nein.“

„Ja, sag' ich!“ besteht sie mit bebender Stimme. „Das laß' ich nicht angehen, geh't's, wie es geht . . . die . . . darfst' nicht heiraten, weil . . . weil sie . . . deine Schwester ist, hörst', deine Schwester.“

Da lacht er hell und schallend auf wie ein ungläubig Kind, dem man vom Bauwan erzählt.

„Sonst nichts mehr?“

„Langt das noch nicht?“ Hastig greift sie nach seiner derben, schwieligen Hand, und ihr Arm zittert vor Erregung wie ein schwaches Virengertlein im Winde. „Los!“ beginnt sie wieder mit unsicherer, zitternder Stimme, und ihre Blicke senken sich nieder auf die wurmfürdige Tischplatte, um nur von Zeit zu Zeit wie verschämt und verstohlen sein dunkelgrünetes Gesicht zu streifen. „Martin! So muß ich einmal heraus damit, muß es sagen, daß du . . . dich auskennst, wienach und wieso, und daß sel wirklich nicht sein darf. Laß' dir sagen! . . .“

„Meinetwegen erzählt' Ihr, was Ihr wollt,“ stellt er trübsig frei, nimmt sich aber vor, sich durch kein Wort und keine Vorstellung irremachen zu lassen an seinem Vorsatze.

Und die Stunde entweicht ihr das Geheimnis, das ein Viertelsjahrhundert in ihrem Herzen geruht wie in einem Grabe.

„Los! auf, Bub! . . . Ich bin auch einmal jung ge-

wesen, und wie das junge Geburische schon ist, es . . . wie sag' ich denn gerade? . . . es ist eine Zeit gekommen, wo der Hauslerlbub und ich durch jedes Feuer gegangen wären umeinander. Meinen Leuten ist's nicht recht gewesen, weil das Hauslerlörtel hübsch verschuldet gewesen und auch nicht gar groß gewesen ist, aber wir haben nicht aufgemerkt. Um dieselbe Zeit ist's gewesen, daß . . . daß der Bernecker, der verstorbene Bauer, einmal zur Kirchweih hinüberkommen ist zu uns ins Hennemtal. Wir haben ein paar Tänzlel mitsammen getanzt, wie dies schon so geht, aber bald darauf ist er zu Besuche gekommen und wieder und wieder, und die Sach' hat sich herausgestellt, daß er Absichten hat zu einer Heirat. Selmal ist ja der Berneckerhof nicht mit Gold aufzuwiegen gewesen, wenn's einer verstanden hat, und so haben sie an mir geredet und gendöet, bis ich auch des Sinnes geworden bin. Ja . . . wenn jetzt allerhand nicht wär! Verstehst' mich schon. Ich habe langmächtig gesonnen: soll ich ihm es sagen oder nicht? Und ich hab' mich besonnen: Nein, nichts sagst. Ich hab' mir ausbedungen, ich schau' mir vor der Heirat erst noch einmal die Welt an, weil ich nachher doch nimmer dazukäme, und weil es keinem schadet, wenn es etwas lernt und sieht. Er soll derweil warten, bis ich käme. Es hat nichts gefehlt, und ich bin fort. Ich hab' mir in Wien um einen Dienst geschaut und, wie ein's schon bekannt wird mit allerhand Leuten, ich hab' eine Kameradin gefunden, die sich Anna Vorschütz geschrieben hat und nachher einmal in die Donau gegangen ist . . . ich weiß nicht, wegen was . . .“

„Meine . . . Mutter!“ stößt der Martin hart heraus.

„Ich könnt' heut nimmer sagen, wie ich zu ihrem Büchel und zu ihren Schriften gekommen bin, aber ich hab' sie gehabt, und ich hab' mir zusammengereimt in meinem Sinnen, daß sel gerade kein Unglück bedeutet. Meine Zeit ist gekommen, und ich bin mit der Anna ihrem Büchel ins Findelhaus gegangen . . .“

„Ihr?“ schreit der Martin gellend auf, der nun den Zusammenhang errät. „Ihr?“

„Ja,“ gesteht sie aufatmend wie eins, das eine gewaltig schwere Last von sich gewälzt. Herausfen ist es, gesagt ist es, und der Bub wird einsehen . . .

In blickartiger Folge gleiten plötzlich all die trüben, dunklen Bilder an des Martin Seele vorüber, die sein Ginnen in seinem Herzen aufgestapelt: wie er im tschechischen Dorfe als Findelkind aufgewachsen, wie viel Hunger er gelitten und wie viele Mißhandlungen er erduldet, dies und jenes, wie verdorben er ist, ein Zwitter . . . alles, alles.

Mit einem Schlage und Guffe drängt all sein Blut nach dem Kopfe, in seinem Halse schwillt und spannt es, in seinen Ohren beginnt es zu zischen und zu sausen, und vor seinen Augen säugt es an, rot und grün zu flimmern und zu flammen, und mit einem Sake springt er auf und packt die Berneckerin am Halse.

„Du . . . du . . .“ leucht er mühsam und im Tone tiefster Verachtung hervor. „Du . . . du Schindluder!

Dir hab' ich all mein elend Leben zu verdanken? Weißt, was hab' ich ausgestanden? .. Pfui ... du ..!"  
 „Martin!“ stöhnt sie nach Atem ringend, aber er läßt nicht aus.

„Weißt, wie schlecht ist mir gegangen?“ höhnt er. „Und jetzt ...“ Mittendrin kommt's ihm noch in den Sinn, daß sie ihm nun auch seine Marga, sein Glück abgestohlen. „Ah!“ kreischt er vor heller, sinnloser Wut heraus, und seine Finger krampfen sich wie Klammern um ihren Hals, bis ihr Gesicht zwerchblau geworden und ihr Kopf schlaff niedersinkt wie ein welker Kleetopf.

Da kommt er wieder zu sich und zu gesundem Sinnen, und der Schreck ob der begangenen Tat scheucht seine Aufregung und seine Wut hinweg. Er läßt sie aus, und sie sinkt vom Stuhle auf die Erde nieder.

„Mutter! Mutter!“ schreit er vor heller Angst, bückt sich nieder zu ihr und rüttelt sie durcheinander,



Seine Finger krampfen sich wie Klammern um ihren Hals.

sie wieder zu sich zu bringen, aber kein Atem hebt mehr ihre Brust.

Mörder!

Ein paar Augenblicke starrt er in hellem Entsetzen in das entstellte Gesicht des Weibes, das seine rechte und seine Ziehmutter gewesen, und das er nun umgebracht — umgebracht.

„Kain!“ fährt es ihm durch den Sinn, aber hastig schüttelt er den Kopf. Was ist Kain und er? Der hat seinen Bruder getötet, er aber seine — Mutter.

Ein heiseres Gröhlen zwingt sich aus seiner Brust, er springt auf und, wie von bösen Geistern gejagt, rennt er zu Tale ...

Am andern Tage finden sie auf der Bahnstrecke vor der Stadt draußen einen schensam verstümmelten Körper, den der Zug überfahren, und nur der außerhalb des Geleises liegende Kopf verrät, daß der Verunglückte der Martin, der Findelhub, gewesen.

## Heuernte.

„Hallo, ins Heu! Der Tag wird schön;  
 Die Nebel fallen von den Höhen,  
 Und frei von Tau ist schon die Wiese.“  
 Christine, Kessel, Franz und Liese,  
 Sie lassen sich's nicht zweimal sagen.  
 Der Hirt sogar, ein alter Kragen,  
 Der insgemein nicht gut zu sprechen  
 Ist, greift nach einem Rest von Rechen  
 Und folgt den andern. Sein Gebrumm  
 Wird murrender Gesang, Gesumm.

Was an dem Futterwendetag  
 So heiter alle stimmen mag? —  
 Die Kessel ist ein fecker Späßen,  
 Sie weiß so plapperfrisch zu schwätzen,  
 Und wirft dabei dem Ehemanne  
 Franz manchen Knochen in die Pfanne,  
 Weil ihn sein Weib am heim'schen Herde  
 Am Zügel hält, wie er die Pferde.  
 Man freut sich, wie der Himmel froh,  
 Und Heu und Rechen fliegt nur so.

Wie für das Ohr gibt's für den Mund  
 Ein Späßchen auch zur Vesperstund'.  
 Man läßt sich froh im Schatten nieder,  
 Die Kesi — lustig um das Mieder —  
 Verteilt das Brot mit Quark und Butter;  
 Die Häupter stützt ein Bündel Futter.  
 Die Flasche kreist. Bacchantisch Schmausen,  
 Wo Witz und Lachen füllt die Pausen.  
 Im Duft des Heus, welche wohlle Rast!  
 Die Wiese glüht im Sonnenglast.

„Grüß Gott!“ — es kommt der Herr —  
 „hallo,  
 Das Futter ist ja dürr wie Stroh!  
 Macht hurtig es in dicke Schwaden,  
 Um auf die Wagen es zu laden,  
 Sonst ist zu fürchten, daß ein Schauer  
 Uns überrascht,“ befiehlt der Bauer.  
 Hei, wie da Mann und Weiblein fliegen,  
 Das Heu rasch unter Dach zu kriegen.  
 Und als der erste Tropfen fällt,  
 Ist's in die Scheuer eingestellt.

Mandauer.